

## Gesundheit und Krankheit im Spiegel einiger Beiträge der 85 Jahrgänge der „Ortenau“

Wichtige Spitäler, Mediziner, Volksmediziner und Kurorte im mittelbadischen Raum

*Andreas Klotz*

### *Hospitäler und Orden unter geistlicher Trägerschaft*

#### Vorbemerkung

Das Thema „Gesundheit und Krankheit im mittelbadischen Raum“ ist ein passender Anlass dafür, auf die bisherigen Abhandlungen zu diesem Thema in den bisher 85 Jahrgängen der „Ortenau“ einzugehen. Im Hinblick auf die Gliederung soll zwischen den weltlichen und geistlichen Trägern der Institutionen, welche sich um das gesundheitliche Wohl der Menschen verdient gemacht haben, unterschieden werden.

Ferner stehen im dritten Kapitel die Kurzbiographien von wichtigen Medizinerinnen und Sanatoriumsgrundern zur Erörterung an. Die Medizin im Mittelalter und der frühen Neuzeit beruhte oftmals auf dem Volksglauben. Deswegen erfährt auch das Kapitel „Volksmedizin in Altenheim“ die notwendige Beachtung. Abschließend wird die Geschichte der Kurorte Peterstal und Griesbach im Vordergrund stehen.

Der Beitrag von Wolfgang Müller „Beginen und Inklusien“ ist zwar im Gesamtregister der erschienenen Bände der „Ortenau“ unter der Überschrift „Krankenfürsorge-Krankenpflege“ zu finden. Er geht aber nicht auf dieses Thema ein, sondern hat den Charakter einer uberblicksdarstellung über die in der Ortenau existierenden „Beginen und Inklusien“. Gleiches gilt für den Beitrag von Augustin Kast.<sup>1</sup>

#### Das St. Andreas Hospital in Offenburg

Am Anfang der Schilderung steht das St. Andreas Hospital, das von Otto Kähni im ersten Band der „Ortenau“ nach Ende des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1949 und im Jahresband des Jahres 1973 thematisiert wird.<sup>2</sup>

Die erste Nachricht über das St. Andreas Hospital stammt aus dem Jahr 1301. An diesem Datum bestimmte der Offenburger Bürger Hug von Altheim, dass nach seinem und nach dem Tode seiner Frau der Hof dem

Offenburger Armenhaus geschenkt werden solle. Der Bischof Johann I. gab dazu am 7. September 1306 seine ausdrückliche Genehmigung.

Damit wurden alle Insassen und das zum Hospital gehörende Eigentum unter den Schutz der Kirche gestellt. Bischof Johann I. stellte den Gläubigen einen 40-tägigen Ablass in Aussicht, sofern sie bereit waren, für das Hospital zu spenden. Auch war es vorgesehen, dass eine „legaler Bote“ einmal pro Jahr für das St. Andreas Hospital Spenden sammeln sollte.<sup>3</sup>

Das St. Andreas Hospital wurde von der katholischen Kirche als „ureigene Anstalt“ gesehen, wie eine Urkunde vom 23. Februar 1309 belegt. Der Rat der Stadt zeigte sich mit dieser Auffassung nicht einverstanden und erklärte den von der Stadt eingesetzten Spitalpfleger für abgesetzt. Daraufhin veranlasste Bischof Johann I., dass der Schultheiß Walter, der Schulmeister Johann Hödel und der Offenburger Bürger Nikolaus Salm vor ein Offenburger Gericht gestellt würden: Im Februar 1310 konnte schließlich der Streit zwischen dem Rat der Stadt und dem Bischof mit folgendem Kompromiss beigelegt werden. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Bischofs Johann I. konnte der erwähnte Schultheiß Walter und die Gemeinde der Bürger von Offenburg eine Satzung für das St. Andreas Hospital erstellen.

Sie bestimmte, dass dem St. Andreas Hospital dieselben Vorrechte wie allen anderen kirchlichen Institutionen gegeben werden sollten. Der Stadt kam die Pflicht zu, die aufgeführten Rechte des Hospitals zu schützen.

Das Hospital musste dieser Übereinkunft zufolge keine „bürgerliche Lasten“, d. h. Abgaben oder Frondienste leisten. Beim Tod des amtierenden Spitalpflegers schlugen sie dem Bischof einen Geistlichen oder ein Laien als Nachfolger vor, den dieser zu bestätigen hatte. Waren beide Parteien darüber uneins, so kam dem Bischof das Recht zu, den Nachfolger des Spitalpflegers zu bestimmen. Es muss erwähnt werden, dass „Tobsüchtige“ oder „Aussätzige“ gemäß des theologischen Verständnisses des Mittelalters nicht in das St. Andreas Hospital aufgenommen wurden. Die kirchlichen Funktionsträger des Mittelalters waren der Auffassung, dass diese Personen nicht krank, sondern vom „bösen Geist“ besessen seien.

Im 14. Jahrhundert, als die Zahl der ansteckenden Krankheiten erheblich zunahm, errichtete man für die davon betroffenen Menschen vor den Toren der Stadt „ein besonderes Haus“.

Die Aussätzigen oder von der Leprose betroffenen Menschen waren davon am schlimmsten betroffen. Sie wurden in einem Gebäude untergebracht, das „Gutleuthaus“ hieß. Dieses „Gutleuthaus“ wurde als ein wichtiger Teil des St. Andreas Hospitals angesehen, denn es trug den lateinischen Namen „hospitale“.<sup>3</sup>

Im 15. und 16. Jahrhundert kam das Spital durch Schenkungen und Vermächtnisse zu einem weit verzweigten Grundbesitz. Folglich bezog das Spital sowohl im Gebiet der engeren Ortenau als auch im Rench- und

Achertal bzw. im Hanauer Land Zinsen und Gülten von Einzelgütern. Zum Eigentum des Spitals gehörten ferner geschlossene Hofgüter, die als Erblehen verpachtet waren. Sie befanden sich in Appenweier, Rammersweier, Elgersweier, Bühl, Waltersweier, Windschlag, Zunsweier, Niederschopfheim und Altenheim. Im Jahre 1441 konnte das Hospital das Patronatsrecht über die Kaplanei Fautenbach bei Achern erwerben. Dies verbesserte die wirtschaftliche Lage des Hospital nochmals, da damit reiche Einkünfte aus dem Fautenbacher und Önsbacher Zehnten verbunden waren. Man kann festhalten: Für das mittelalterliche Offenburg war das St. Andreas Hospital von wirtschaftlich wichtiger Bedeutung. Dieses vergrößerte sich nochmals, als das Hospital in Besitz eines Weinbergs in Ortenberg-Käfersberg gelangte.<sup>4</sup> Der wachsende Besitz des Spitals hatte zur Folge, dass laut Spitalordnung von 1763 das Amt eines Zinsmeisters geschaffen wurde. Er hatte die Aufgabe, Gülten, Kapital- und Bodenzinsen von den Pächtern einzuziehen und die Kontrolle der Lagerbücher vorzunehmen. Neben dem Spitalmeister hatte auch der Hausmeister wichtige Aufgaben bei der Verwaltung des Hospitals. Er hatte darauf zu achten, dass zwischen den Pfründnern und dem Gesinde ein friedliches Verhältnis herrschte. Dem Hausmeister unterstand die Hauswirtschaft und Feldwirtschaft, sofern diese in Eigenbau betrieben wurde. Auch musste der Hausmeister darauf achten, dass es genügend Wein und Früchte gab.

Die Spitalordnung von 1763 gibt darüber Auskunft, dass der Rat der Stadt das oberste Verwaltungsorgan des Hospitals war.<sup>5</sup> Auch die Armenpflege kann als eine wichtige Aufgabe des St. Andreas Hospitals bezeichnet werden. So musste das Hospital das 1780 errichtete Armenhaus mit Lebensmitteln und Geld versorgen. Auch die Armenfürsorge fiel in den Aufgabenbereich des Hospitals. 1739 erhielten die Ortsarmen von ihm wöchentlich 1 Laib Brot. 23 von ihnen bekamen täglich Suppe und einen Viertel Laib Brot. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Armen stetig an. So musste das Hospital zwischen 1814 und 1816 nicht weniger als 100 Personen mit Brot versorgen. Zwischen 1830 und 1850 verdoppelte sich die Zahl der Armen vor allem aufgrund der Missernten im Bereich des Weinbaus.<sup>6</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die Zahl der Bedürftigen aus nicht genannten Gründen zurück. Zwischen 1863 und 1882 betrug sie 11. Weitere Aufnahmegesuche wurden ablehnend beschieden.<sup>7</sup> Ab dem Jahr 1870 übernahm gemäß den Bestimmungen des Gesetzes über die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung von Stiftungen der „Besondere Stiftungsrat“ die Verwaltung des Hospitals.

Geleitet wurde dieser von Bürgermeister Schaible. Die Gemeinderäte Georg Schmitt, Franz Behrle, Sylvester Braun und Louis Schweiß waren seine weiteren Mitglieder. Während des Krieges von 1870 und 1871 spendete das Hospital den durchziehenden Truppen Geld und zum Zweck der Erfrischung 150 Liter Wein. In das im Waisenhaus befindliche Lazarett

lieferte das Hospital unter der Leitung des Speisewirtes Carl Schmitt während dieser Zeit Brot und Wein. Seine Witwe kündigte den mit dem Hospital geschlossenen Vertrag, was sein Ende bedeutete.<sup>8</sup>

### Die Schwesternschaft der Korker Anstalten

Die Korker Anstalten wurden 1892 als Heil- und Pflegeanstalten für epileptische Kinder gegründet. In diesem Jahr waren zwei Diakone und zwei Pflegerinnen aus der Schweiz namens Fanny Steiger und Anna Wildfür für die Pflege der Kinder zuständig. Bald unterstützten sie einheimische Pflegekräfte wie zum Beispiel Karoline Lutz aus Meisenheim. Die Schwestern waren eine wichtige Stütze für den Anstaltsarzt. Er führte sie in das damals noch unerforschte Gebiet der Anfallkrankheiten ein und gab entsprechende medizinische Ratschläge.

Die Betreuung und die Pflege der Patienten nahm die Schwestern derart in Anspruch, dass ihnen kaum Möglichkeiten zur Gestaltung des eigenen Lebens blieben. Der 16. November 1905 war für die Korker Schwesternschaft ein positives Datum, denn an diesem Tage genehmigte der Landesausschuss die Satzung der Anstalten. Die Lage der Kranken erschwerte sich durch den Ersten wie auch später durch den Zweiten Weltkrieg, da die Anstalten während dieser Zeit als Lazarette dienten. Dies hatte zur Folge, dass sowohl die Insassen als auch das Pflegepersonal evakuiert wurden. Trotz dieser Schwierigkeiten, den problematischen Jahren zwischen 1914–1918 und der Tatsache, dass in diesen Jahren nur schwere Fälle in die Korker Anstalten eingewiesen wurden, erlahmte die Schaffenskraft der Korker Schwestern nicht. Sie brachten sogar Zeit auf, durch die Teilnahme an Kursen in Krankenpflege, Physiologie und Hygiene sich immer auf den erforderlichen medizinischen Wissensstand zu bringen. Die Tatsache in schweren Zeiten zusammengehalten zu haben, stärkte ihr Gemeinschaftsgefühl.

Die nationalsozialistische Diktatur zwischen 1933 und 1945 erschwerte die Lage der Kranken. Sie wurden durch das Gesetz „zur Verhütung des erbkranken Nachwuchses“ bedroht. Auch die durch den Beginn des Zweiten Weltkrieges erforderlich gewordene Evakuierung der Korker Anstalten nach Stetten erschwerte ihre Lage. Viele von ihnen starben dort. Am 23. Oktober 1942 sollten insgesamt 110 Kranke in nationalsozialistische Vernichtungslager transportiert werden. Dank der Bemühungen des damaligen Anstaltsleiters Pfarrer Meerwein wurden 67 Pfleglinge gerettet. Der Einmarsch der Franzosen führte nochmals zu einer Evakuierung eines großen Teils der Gebäude. Ende 1945 war die Gefahr endgültig überstanden. Von nun an konnten sich unter der Leitung von Pfarrer Meerwein insgesamt 31 Schwestern und 15 Ärzte der Pflege der Kranken widmen. 1946

wartete eine neue Aufgabe auf die Korker Schwesternschaft. Es stand nämlich die Übernahme und Einrichtung des Kehler Krankenhauses im leerstehenden Haus der Korker Anstalten an.

Neben der Pflege der an Epilepsie leidenden Patienten nahmen die Schwestern von nun an auch andere Aufgaben aus dem Bereich der Krankenpflege wahr. Deshalb fiel die am 1. Mai 1951 eröffnete Krankenpflegeschule in das Aufgabengebiet der Korker Schwestern. Dem am 10. Februar 1956 durch einen Schlossbrand bedingten Brandschaden folgte wenig später ein Wasserschaden. Beide Ereignisse hatten die vorübergehende Unbrauchbarkeit des Pflegehauses zur Konsequenz. Dass nach der Unterbrechung der Pflegebetrieb wieder aufgenommen werden konnte, war ein erneuter Verdienst des Pfarrers Meerwein.

Er begann die Anstalt in eine moderne Einrichtung für epilepsiekranken Menschen umzubauen. In der Gegenwart nimmt sie den Rang des Epilepsiezentrum für Baden-Württemberg ein. Am 13. September 1956 predigte Pfarrer Geiger über die Offenbarung des Johannes. Sie enthält folgenden Wortlaut: „Fürchte Dich nicht. Ich bin der Erste und der Letzte. Ich war tot und siehe ich bin lebendig und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“

Dieses Bibelwort stellt den Ausgangspunkt zur Gestaltung einer neuen Brosche der Korker Schwesternschaft des Kreuzes und der Krone dar. Dies ist ein Zeichen dafür, dass es eine unauflösbare Verbindung zwischen dem Leid und der Herrlichkeit im Leben der Schwestern gibt. 1976 nahmen die Korker Schwestern durch den Eintritt in den Kaiserswerther Verband eine Verbindung zum weltweiten Zusammenschluss der Schwestern in der Diakonie auf.<sup>9</sup>

### Die Schwestern vom Allerheiligsten Heiland Provinz Mutterhaus „Maria Hilf“ in Bühl

Neben Hanna Barner befasste sich im 58. Jahresband der „Ortenau“ auch Wolfgang Müller mit einem Orden, der sich Verdienste im Bereich der Krankenpflege erworben hat. Es handelte sich dabei um die „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland Provinz Mutterhaus Bühl“.

Die Person der Elisabeth Eppinger konnte als Anlass und Grund für die Gründung des Ordens gesehen werden. Sie wollte Klosterschwester werden, doch die Rappolsteiner Schwestern, bei denen sie um Eintritt nachsuchte, nahmen sie infolge ihrer schlechten Gesundheit nicht auf. Eppinger fasste im Alter von 32 Jahren daraufhin den Entschluss, in ihrer elsässischen Heimat selbst einen Orden zu gründen. Von diesem Zeitpunkt an gesundete sie. Der Plan der Ordensgründung wurde vom für Bühl zuständigen Straßburger Bischof Raß ausdrücklich bejaht. 1849 konnte der Orden vom

Allerheiligsten Heiland gegründet werden und seine Tore für Zutrittswillige öffnen. Kurz nach der Gründung war der Zustrom so stark, dass in der Region von Bühl verschiedene Stationen des Ordens gegründet wurden.

Ziel des neu gegründeten Ordens war es, die Krankenpflege in den Hospitälern zu übernehmen und sich im Bereich der Armenpflege zu engagieren. Der Orden der Elisabeth Eppinger, sie hieß als seine Gründerin „Mutter Alfons Maria“, konnte sich trotz mancher Schwierigkeiten gut entwickeln. Deshalb war es möglich, 1857 zuerst in Karlsruhe und im Jahr darauf in Rastatt, Heidelberg und Mannheim sowie 1859 in Bruchsal neue Niederlassungen des Ordens zu gründen. Den weltlichen Behörden war dies keineswegs recht. So musste auf folgende Weise vorgegangen werden: Bei allen genehmigungspflichtigen Dingen, welche im Zusammenhang mit den Ordensgründungen standen, wurde darauf verwiesen, dass die im Dienste der kranken Menschen stehenden Tätigkeiten von Laien ausgeübt wurden. Eine solche vom christlichen Geist geprägte Einstellung konnte von den weltlichen Behörden nicht abgelehnt werden.

Auf diese Weise konnten in der Erzdiözese im Jahre 1870 elf und 1890 sogar zwanzig Stationen des Ordens gegründet werden. Die bekannteste Station des Ordens war das Vinzentinus-Krankenhaus in Karlsruhe. 1890 gab die badische Regierung den Schwestern des Ordens die Erlaubnis, innerhalb und außerhalb Badens Niederlassungen des Ordens zu errichten. Dies geschah sehr schnell, so dass sich die Zahl im Jahre 1900 bereits auf 50 belief. Der durch die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg bedingte Wegfall des Elsass führte dazu, dass sich die deutschen Niederlassungen des Ordens zu verselbstständigen hatten. Schließlich mussten ja auch die nicht elsässischen Schwestern aufgenommen werden. Aus diesem Grunde erbat die Ordensleitung beim Vatikan in Rom eine Aufteilung des Ordens in Provinzen. Auch aufgrund der mit 2721 hohen Mitgliederzahl im Jahre 1920 war diese Maßnahme durchaus als begründlich zu erachten. Der Vatikan kam dieser Bitte nach und veranlasste die Einrichtung einer elsass-lothringischen, einer bayrischen und badisch-hessischen Station des Ordens.

Dem Engagement des Stadtpfarrers Wilhelm Röckel ist es zu verdanken, dass das Mutterhaus der badisch-hessischen Provinz in Bühl eingerichtet wurde.

Der Baubeginn des Mutterhauses stand aufgrund der Inflation unter keineswegs günstigen Vorzeichen. Dennoch konnte er in zwei Bauabschnitten zwischen 1923 und 1925 bzw. zwischen 1927 und 1929 mit dem Hauptbau, der Kirche, dem Heim für die alten Schwestern und dem neubarocken Mutterhaus verwirklicht werden. Am 28. Juni 1928 weihte der Erzbischof Fritz die Kirche ein, welche ebenfalls im neubarocken Stil erbaut wurde.

Im Jahre 1939 belief sich die Zahl der Schwestern, welche in der hessisch-badischen Provinz tätig waren, auf 1670 bei 158 Stationen. Der

Zweite Weltkrieg führte zu einem Rückgang der Zahl der Schwestern. Sie betrug 1958 1476. Dagegen stieg die Zahl der Stationen mit 162 nochmals leicht an. Die geographischen Zentren des Ordens vom Allerheiligsten Heiland lagen u. a. im badischen Mittelland und der badischen Pfalz. Die Arbeit der Schwestern führte u. a. dazu, dass der Betrieb einiger Krankenhäuser ins Leben gerufen und aufrecht erhalten werden konnte. Im badischen Raum gehören u. a. die Caritas Kinderheilstätten in Feldberg bzw. Friedenweiler sowie die St. Hedwigs-Klinik in Mannheim dazu.<sup>10</sup>

### Das mittelalterliche Spital des Augustinerklosters in Lahr

Es wurde 1259 durch den Grafen Walter von Geroldseck gegründet. Die Gründung beruhte auf einem Wunsch seiner kurz zuvor verstorbenen Frau Heilika, welche ihn in ihrem Testament zum Ausdruck brachte. Dazu gehörte auch die Bitte, ein Spital für Arme und Kranke zu gründen. Ihr wurde entsprochen, denn laut Gründungsurkunde wurden neben den vier die Gemeinschaft tragenden Fratres samt ihren Dienern auch zwölf Kranke untergebracht. Das Spital und die Stiftskirche lagen eng nebeneinander.<sup>11</sup> 1349 wurde die Trennung zwischen Spital und Kloster vollzogen. Hierfür sprach die Stiftung eines eigenen Altares im Spital, der dem Heiligen Nikolaus, dem Heiligen Erhard und dem Heiligen Leonhard geweiht worden war. Er wurde von einem namentlich nicht genannten Mitglied der Familie von Geroldseck gestiftet. Dieses legt den Schluss nahe, dass sie als Nachfahren des Stifters mit der Trennung von Kloster und Spital einverstanden waren.<sup>12</sup>

### Die Kongregation der Franziskanerinnen in Gengenbach

Die Gründung der Kongregation der Franziskanerinnen in Gengenbach ist in enger Verbindung mit dem Pfarrverweser Berger zu sehen. Er war es, der einige Mädchen aus der Gegend von Sasbach holte, und mit ihnen im Jahre 1866 zunächst auf dem Gelände des zum Verkauf stehenden Gasthaus „Ochsen“ und ein Jahr später auf dem Gelände des Trettenhofes die Gründung des Ordens vornahm bzw. die Anfänge seines Wirkens in die Wege leitete. Dieses bestand in der Krankenpflege, welche an „vielerlei Orten“ betrieben wurde. Während des Krieges 1870/71 waren es 26 junge Frauen, die für eine solche Tätigkeit zur Verfügung standen.<sup>13</sup> Sie waren Franziskanerinnen, Mitglieder des „dritten Ordens“. Bis 1876 wuchs die Zahl der Schwestern auf 59 an. In diesem Jahr versuchten sie eine staatliche Genehmigung für die Existenz des Ordens zu bekommen, doch ihre Bitte wurde ablehnend beschieden. Es wurde sogar befohlen, den mit der Krankenpflege befassten Orden aufzulösen. Die Schwestern wies man an,

als Einzelpersonen in den jeweiligen Dörfern die Krankenpflege weiter zu betreiben. In Wirklichkeit aber konnte der Orden seine Existenz ohne Kenntnis der staatlichen Behörden weiterführen. Bis 1888 wuchs er auf 210 Schwestern an, die auf 210 Stationen verteilt waren. Als „verschwiegener Mittelpunkt“ diente dazu das Spital in Gengenbach. Hier konnten sie auch zum Zweck ihres wohltätigen Wirkens auf privater Basis Grundstücke und Gebäude käuflich erwerben.

1891 bekam der Orden seine kirchliche Approbation. Es folgte im Jahr darauf die staatliche Genehmigung. Bald darauf begann der Bau des Mutterhauses. Eines seiner signifikantesten Merkmale war die dem Hauptgebäude zugeordnete Klosterkirche.<sup>14</sup> 1893 erfolgte dem Wunsch der Kirchenbehörde gemäß der Anschluss der kleinen Gemeinschaft von Heiligenzell an die Kongregation.<sup>15</sup> 1904 schloss sich die Kongregation der Gengenbacher Schwestern offiziell an die Gemeinschaft des Franziskanerordens an.<sup>16</sup>

Zwischen 1891 und 1930 wuchs die Zahl der Schwestern auf 1303 an. Ihren Höchststand erreichte sie mit 1616 im Jahr 1939. Seit Ende des Zweiten Weltkrieges nahm die Zahl der im Orden tätigen Schwestern kontinuierlich ab. Sie lag 1966 bei 1318 auf 257 Stationen. Diese Entwicklung mutet umso erstaunlicher an, da die Kongregation zwischen 1954 und 1956 durch den Bau des St. Josefskrankenhauses ein ordenseigenes Krankenhaus erhielt.<sup>17</sup>

### *Hospitäler in weltlicher Trägerschaft*

Zu den Hospitälern in weltlicher Trägerschaft zählen das Triberger Bezirksspital, das Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach und die Heil- und Pflegeanstalt Illenau.

#### Das Triberger Bezirksspital

Es wurde am 3. Dezember 1578 eröffnet. Dabei handelte es sich um eine weltliche Stiftung, die vom Bürger Lazarus von Schwendi getätigt wurde.<sup>18</sup> Er gab zur Einrichtung des Bezirksspitals 200 fl. und eine Reihe „weitere Gefälle“. Das Spital diente zur Aufnahme, Beherbergung und Verpflegung von Armen und Kranken des Herrschaftsgebietes. Zum Spital gehörte auch ein Siechenhaus zum Zweck „der Aufnahme und Verpflegung notdürftiger Armer und Kranker“ des Herrschaftsgebietes. 1824 wurde das Siechen-, später Gutleuthaus genannt, abgebrochen und das Spital neu gebaut. Es stand sowohl in der Gemeinde als auch im gleichnamigen Bezirk lebenden armen, kranken und bedürftigen Menschen offen. Ferner war das Spital rechtlich gesehen in einem Spitalverband eingebunden. Die Leitung des Spitals war diesem weisungsgebunden.

Laut der Satzung des Bezirksspitals mussten vom Rat und Obervogt zu Triberg zwei Spitalpfleger und Siechenhauspfleger bestellt werden, die zusammen Rechenschaft gegenüber einer besonderen Kommission abzugeben hatten. Ihr gehörten der Obervogt, der Rat und der Pfarrer und je zwei Schonacher und Nußbacher Vertreter an.<sup>19</sup>

Aufgrund der industriellen Revolution kam es zu einem vermehrten Zuzug von Menschen nach Furtwangen. Daraus resultierte die Notwendigkeit, selbst ein Krankenhaus zu bauen. Somit bot das Verbleiben der Gemeinde im Spitalverband für diese keinen Vorteil. Deshalb stellte sie 1906 den Antrag auf Ausscheiden aus diesem Gremium. Ihr schlossen sich die benachbarten Gemeinden Gutenbach und Neukirch an. 1908 kam es zur Regelung, derzufolge diese drei Gemeinden am Verwaltungsleben des Spitalverbandes nicht mehr teilnehmen mussten. Ein endgültiges Ausscheiden der Gemeinde Furtwangen wurde vom Spitalverband aber nicht akzeptiert. Er war der Ansicht, dass aufgrund der dann fälligen Rückzahlung des Anteils von Furtwangen, der Spitalverband einen nicht zu rechtfertigenden Beitrag für die Finanzierung dieses Krankenhauses hätte leisten müssen.<sup>20</sup>

### Das Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach

Die Gründung des Kreispflegeheims Bermersbach-Fußbach ist in enger Beziehung mit dem 3. Oktober 1863, dem Datum des Badischen Verwaltungsgesetzes, zu sehen. Dieses wies den Gemeinden die Aufgabe zu, sich der Fürsorge um Kranke, Schwache und Bedürftige anzunehmen. Das Verwaltungsgesetz hatte auch die Aufteilung des Landes Baden in elf Kreise und Amtsbezirke zum Gegenstand. Zum Kreis Offenburg zählten die Amtsbezirke Offenburg, Gengenbach (seit 1881 mit Offenburg vereinigt), Kork (seit 1881 Kehl), Oberkirch und Wolfach.

Im Sitzungsprotokoll der Kreisversammlung vom 29. November 1872 wurde folgender Beschluss festgehalten: „Der Kreis soll sich der Verpflegung von Siechen durch Errichtung einer Siechenanstalt unterziehen.“<sup>21</sup> Das Seidenecksche Anwesen, welches aus einem Wirtshaus mit Ökonomiegebäude bestand, schien dafür am geeignetsten. Der Kaufpreis war mit 12500 Gulden für die Gemeinde sehr erschwinglich. Nachdem alle Bauarbeiten erledigt waren, konnte die Anstalt am 15. Juli 1874 eröffnet werden. Die Zahl der Pfleglinge betrug zu diesem Zeitpunkt 15. Sie stieg bis 1. August 1878 auf 158 an, und lag 1937 bei über 200. Dem Kreisausschuss oblag die Oberaufsicht der Anstalt. Er setzte eine Kommission ein, die die ökonomischen und baulichen Verhältnisse sowie die Fürsorge der Pfleglinge und die Einhaltung der Dienstpflichten durch die Wärter zu überwachen hatte. Die Betreuung der Pfleglinge erstreckte sich nicht nur auf die Medizin, sondern auch auf den psychologischen und seelsorgerischen Bereich

beider christlicher Konfessionen. Im Laufe der Jahre erfuhr die Kreispflegeanstalt viele bauliche Veränderungen. Der Bau eines Hauses für 84 normale Pfleglinge im Jahre 1927 bzw. der zweimalige Umbau der Kapelle, die Renovierung des Glockenstuhles zwischen 1965–1967 sind Beispiele für die vielen baulichen Veränderungen.

Zum Abschluss dieses Abschnittes sei die Landwirtschaft der Anstalt erwähnt. Sie umfasste 13,2 Hektar und diente der Erzeugung von Milch, Fleisch, Viehfutter, Getreide und Gemüse.<sup>22</sup>

### Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau

Nach fünfjährigen Bauarbeiten zwischen 1837 und 1842 wurde die Heil- und Pflegeanstalt Illenau im Sommer 1842 bezugsfertig. Am 23. August 1843 zogen die ersten Patienten in die Heil- und Pflegeanstalt ein. Die Betreuer waren die drei Ärzte, einschließlich dem Direktor und einem evangelischen und einem katholischen Geistlichen, 28 Wärter, drei Oberaufseher, sowie 25 Wärterinnen und zwei Oberaufseherinnen. Ferner zählten ein Verwalter, ein Ökonom, Büroangestellte und Betreuer dazu.<sup>23</sup> Die Leitung der Anstalt oblag einem Direktor, der den Beruf eines Arztes ausübte. Neben seinem Fachwissen musste er auch über die Fähigkeiten des wirtschaftlichen Denkens und der Menschenführung verfügen. Der Direktor war dem großherzoglichen Innenministerium weisungsgebunden. Friedrich Wilhelm Roller war der erste Direktor der Illenau. Er arbeitete ein Statut aus, das die Aufgabe und die Mittel der Illenau beschrieb. Jenes trat zum 18. Oktober 1893 in Kraft und regelte u. a. die Verfahren zur Aufnahme und Entlassung von Kranken. Ferner waren darin eine Beschreibung der Mittel und der Aufgabe der Illenau enthalten. Gleiches galt für die Grundsätze der Behandlung, den Tagesablauf der Pfleglinge, ihre Verköstigung usw. Natürlich wurden diese Bestimmungen dem jeweiligen medizinischen Wissen der Zeit angepasst. Der Grundgedanke, welcher für diese Bestimmungen maßgebend war, blieb in allen Zeiten der Gleiche. Er ließ sich mit dem Wahlspruch des Sozialpolitikers Lord Ashley<sup>24</sup> umschreiben, der „Liebe, diene“ lautete. Ihm lag eine sehr tiefe christliche Gesinnung zugrunde, welche dem Arzt die Patienten nicht als Fall, sondern als Mensch erscheinen ließ. Deshalb war es das Bestreben Rollers und seiner Nachfolger, den Kranken das Gefühl zu geben, sie seien in einer Familie integriert.<sup>25</sup> Interessant ist es auch, auf die Entwicklung der Patientenzahlen in den Jahren des Bestehens der „Ortenau“ einzugehen. Bereits 1846 betrug sie über 400. Bis zum Jahr 1916 stieg sie auf 630 an, ehe sie 1940, zum Zeitpunkt der Auflösung der Illenau, einen Wert von 713 hatte. In den ersten Jahren ihrer Existenz stand die Illenau lediglich für „Inländer“, d. h. für Geisteskranke aus dem badischen Land offen. Dies änderte sich

jedoch sehr bald. So waren zum 1.1.1865 bei einer Gesamtzahl von 437 Patienten 47 „Ausländer“. Neun davon kamen aus der Schweiz, acht aus Frankreich, einer aus Rumänien und einer aus Holland. Die Behandlung der Kranken bestand zum einen – so wie heute auch noch – aus der Verabreichung von Beruhigungsmitteln oder Schlafmitteln. Zum anderen wollten Roller und seine Nachfolger die Patienten ihren Fähigkeiten gemäß fördern und fordern. Aus diesem Grunde konnten sich die Männer körperlich betätigen, indem sie z. B. Holz sägten oder in der Landwirtschaft anfallende Aufgaben erledigten. Die Arbeiten der Frauen bestanden im Putzen von Gemüse bzw. im Bügeln. Turnen und Ballspiele dienten der körperlichen Ertüchtigung der Patienten. Deshalb wurden auch Konzerte u. a. veranstaltet und Theaterstücke gespielt. Eine umfangreiche Bibliothek, welche von beiden Anstaltspfarrern verwaltet wurde, stand sowohl den Patienten als auch dem Personal zur Verfügung. Dass die kranken Menschen durchaus über ein schöpferisches und künstlerisches Potenzial verfügten, zeigte das 1861 geschaffene „Illenauer Liederbuch“ und das zwischen 1861 und 1896 erschienene „Illenauer Wochenblatt“. Es berichtete u. a. über unternommene Ausflüge, veranstaltete Konzerte usw. Auch die alljährlichen Oster- und Weihnachtsfeste gaben durch die abgehaltenen Gottesdienste, aber auch durch die Bescherung am Heiligen Abend, Patienten, Personal und Ärzten eine willkommene Abwechslung. Dazu gehörten auch die Geburtstage des großherzoglichen Ehepaares und der Direktoren der Anstalt bzw. deren Dienstjubiläen.<sup>26</sup>

Das Ende der Bezirkspflegeanstalt Illenau erfolgte nicht aus einer etwaigen schlechten Belegung bzw. aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Vielmehr war sie eine Konsequenz von Hitlers Euthanasie-Erlass, welcher die Ermordung von Geisteskranken befahl. Sie nahm ihren Anfang damit, dass die Anstaltsleitung der Illenau vom „Reichsministerium des Innern“ am 9. Oktober 1939 ein Schreiben erhielt. Gegenstand desselben war die Aufforderung, die Namen der Insassen zu melden, welche „nicht arbeiteten und an bestimmten, genau aufgezählten Geisteskrankheiten litten“. Ferner mussten die Namen der Patienten gemeldet werden, die sich seit fünf Jahren in der Anstalt befanden. Gleiches galt für „kriminelle Geisteskranke“ und jene, „welche nicht die deutsche Staatsangehörigkeit hatten oder fremdrassig waren.“ Ungefähr zwei Monate nach dem 1. Dezember 1939, dem Datum, als die Meldebögen nach Berlin zurückgesandt werden mussten, bekam die Leitung der Anstalt die Mitteilung, dass zu einem nicht näher bestimmten Zeitpunkt die Verlegung der Kranken durch die Gemeinnützige Krankenhaus GmbH erfolgen würde.

Am 18. Mai 1940 wurden 75 Patienten (50 Männer und 25 Frauen) anstatt der 50 gemeldeten Patienten abgeholt, um nach Grafeneck transportiert zu werden. Hier wurden sie durch Vergasung brutal ermordet. Es sprach für die moralische Verkommenheit der am Standesamt in Grafeneck

tätigen nationalsozialistischen Standesbeamten, dass den Angehörigen aller Toten fälschlicherweise mitgeteilt wurde, sie seien an einer plötzlichen unheilbaren Krankheit verstorben.<sup>27</sup> Am 22. Juni 1940 erhielt der stellvertretende Leiter der Anstalt, Dr. Römer<sup>28</sup>, von seinem Vorgesetzten Dr. Spranner<sup>29</sup> die Weisung, 60 Patienten nach Reichenau zu verlegen. Römer vermutete, dass den Patienten ein schlimmes Schicksal drohte, was er mit seinem Gewissen nicht hätte vereinbaren können. Deshalb suchte er beim evangelischen Stadtpfarrer, von Achern, Herbert Wettmann<sup>30</sup>, Rat. Nach seiner Unterredung mit dem Geistlichen trat Römer von seinem Amt als stellvertretender Anstaltsleiter zurück. Danach folgten am 19. Juli 1940 und 26. Juli 1940 zwei weitere Transporte nach Reichenau und Emmendingen mit 40 Frauen und 40 Männern.

Zwei weitere Transporte mit je 70 Männern am 2. und 16. August 1940 schlossen sich dem an. Nach fünf weiteren Transporten mit 232 Patienten nach Emmendingen und 17 nach Wiesloch war die Illenau schließlich geleert. Am 19.12.1940 wurde sie aufgrund einer Verordnung schließlich als Heil- und Pflegeanstalt gestrichen.<sup>31</sup>

### *Kurzbiographien von berühmten Ärzten und Sanatoriumsgründern*

Dr. Otto Walther und Dr. Johannes Widmann haben sich auf unterschiedliche Weise um das Wohl der Gesundheit der Menschen verdient gemacht. Wie dies geschah, soll im Nachfolgenden erörtert werden.

#### Dr. Otto Walther

Dr. Otto Walther, der Gründer des Sanatoriums „Nordrach-Kolonie“ ist eine Persönlichkeit, die sich um das gesundheitliche Wohl der Menschen verdient gemacht hat. Ihm widmete sich Sepp Schülj in einem Beitrag der „Ortenau“ aus dem Jahre 1969.

Dr. Otto Walther kam am 1. August 1855 in Limbach im sächsischen Erzgebirge zur Welt. Nach seiner Schulzeit betrieb er das Studium der Medizin in Leipzig. Hier traf er die Engländerin Hope Adams und schloss mit ihr Freundschaft. Er folgte ihr 1880 nach England. Zuvor hatte er erfolgreich sein Medizinstudium absolviert. Walther blieb nicht lange in England, um dort seine Stelle an einem deutschen Hospital auszuüben. Nach der Hochzeit im Jahre 1883 zog das junge Paar nach Frankfurt am Main. Hier waren Otto Walther und seine englische Frau als praktische Ärzte tätig. Das Paar hatte zwei Kinder.

Otto Walther stand in politischer Hinsicht auf der Seite der Sozialdemokratie. Deshalb zählte er zu den Betroffenen der negativen Auswirkungen des Sozialistengesetzes des Reichskanzlers Otto von Bismarck. Als be-

kannt wurde, dass alle Sozialisten aus Frankfurt ausgewiesen werden sollten, kam er einer Ausweisung zuvor. Dass er seinem Wunsch gemäß im liberalen Baden am Brandeck-Lindle eine Existenz aufbauen konnte, lag an folgender Tatsache: Dem österreichisch-ungarischen Rittmeister Strehlen, dem die Villa am Brandeck-Lindle gehörte, wurde es dort zu einsam. Aus diesem Grund vermachte er die Villa an die sozialdemokratische Partei. Sie trug sich mit dem Gedanken, dort ein Erholungsheim für Parlamentarier einzurichten. Dies stimmte mit den Intentionen von Walther überein. Dank der Vermittlung des Druckereibesitzers und Reichstagsabgeordneten Adolf Geck konnte Otto Walther die Villa am Brandeck-Lindle käuflich erwerben. Auch für seine Frau Hope war dies ein Glücksfall, denn sie konnte in der milden Schwarzwaldluft ihre Lungentuberkulose auskurieren.

Vor diesem Hintergrund erscheint es sehr plausibel, dass Walther und seine Frau eine Rückkehr nach Frankfurt ausschlossen, als die Bestimmungen des Sozialistengesetzes nicht mehr in Kraft waren. Stattdessen wollte das Paar in der milden Schwarzwaldluft eine Lungenheilstätte eröffnen.

Otto Walther beabsichtigte, dieses Vorhaben in der Umgebung des „Brandeck-Lindle“ realisieren. Doch die Wasserknappheit verhinderte dies. Sie war verantwortlich, dass Walter nicht die für den Betrieb der Lungenheilstätte notwendigen elektrischen Anlagen hatte installieren lassen können. Deswegen suchte Walther in der Umgebung des „Brandeck-Lindle“ nach einem geeigneten Platz. Bei der Suche kam er auch zum Nordrach-Tal. Hier erschien ihm die Rückseite des Mooskopfes geeignet. Walter vermochte nach langen Verhandlungen das Grundstück des Ankerwirtes und Sägereibesitzers Erdrich käuflich zu erwerben. Die alten Gebäude der Sägerei und der Gastwirtschaft wurden den Bedürfnissen einer Lungenheilstätte entsprechend umgebaut. Sie erhielten Namen wie „Doktorhaus“, „Herrenhaus“ oder „Bergfried“. 1891 konnte Otto Walther mit seiner Frau und seinen Assistenzärzten schließlich das Sanatorium eröffnen. Dank der fachlichen Kompetenz bzw. der Tüchtigkeit der genannten Personen erhielt das Sanatorium im In- und Ausland bald einen guten Ruf. Der letztgenannte Aspekt führte dazu, dass zahlreiche Amerikaner, Holländer, Skandinavier und Asiaten zum Zweck der Gesundung und Erholung in dem von Dr. Walther geleiteten Sanatorium weilten. Für jeden Patienten stellte Walther einen eigens konzipierten Gesundheitsplan auf, in welchem u. a. die Zahl der von dem Patienten zu absolvierenden Wanderungen festgelegt waren. Eine der berühmtesten Patientinnen von Otto Walther war Ranghild Bajer. Sie wurde seine zweite Frau, nachdem Hope ihn verließ, um den Offenburger Arzt und Gerbersohn Carl Lehmann zu heiraten. Ranghild Bajer konnte bald von der Lungentuberkulose geheilt werden. Doch starb sie, als die gemeinsame Tochter sechs Jahre alt war. Ihrem Wunsch gemäß wurde sie an der Ruine Geroldseck beigesetzt. Bald nach dem Tod von Bajer sah sich Otto Walther nicht mehr in der Lage, sein Lebenswerk fortzusetzen. Des-

halb bot er der Stadt Offenburg die Heilstätte zum Kauf an. Doch sie lehnte dies ab. Otto Walter verstarb am 6. April 1919. Die zwischen 1924 und 1927 vorgenommene Vergrößerung des Sanatoriums erlebte er nicht mehr.<sup>32</sup>

### Dr. Johannes Widmann

Der Beitrag von R.G. Haebler über Dr. Johannes Widmann in der „Ortenau“ (dem 43. Jahresband von 1963 und dem 44. Jahresband von 1969), ist der ausführlichste über einen in der Ortenau tätigen Mediziner. Deshalb sei in diesem Abschnitt auf seine Biographie eingegangen. Dr. Johannes Widmann kam wohl im Jahre 1440 in Maichingen bei Böblingen zur Welt. Über die ersten 21 Lebensjahre Widmanns gab Haebler aus Mangel an Quellen keine Auskunft. Die erste zweifelsfreie Nachricht, so Haebler, datierte vom 9. Juli 1460, als er einer Urkunde zufolge „Bacalaureus“ der „via moderna“, der modernen Philosophie wurde.

Ab seinen 23. Lebensjahr blieb er für sechs Jahre in Italien, wo er von Universität zu Universität zog, um seinen akademischen Horizont zu erweitern. Dabei gelangte er auch nach Padua. Hier promovierte er 1469. Nach seiner Promotion kehrte Widmann nach Deutschland zurück, um zunächst in Ingolstadt Medizin zu lehren. Markgraf Christoph von Baden veranlasste, dass Widmann die Nachfolge von Hans Ulrich antreten konnte. Jener wandte sich dem in dieser Zeit aufkommenden Badewesen zu. Widmann war zunächst zwischen 1474 und 1476 als Leibarzt tätig. Dort fehlte ihm freilich die von ihm geschätzte Umgebung einer Universität. Es war folglich im Sinne Widmanns, dass Papst Pius II. die Universität Basel gründete, die von Beginn an eine medizinische Fakultät hatte. Widmann hatte sehr große Lust, die Aufgabe eines Lehrenden an einer Universität wahrzunehmen. Doch es gab folgendes Problem:

Widmann hatte seinen Pflichten am Hof von Markgraf Christoph nachzukommen, und konnte sich diesen nicht ohne weiteres entziehen. Er musste Markgraf Christoph um Urlaub bitten, damit er für eine begrenzte Zeit nach Basel gehen konnte. Christoph gab der Bitte Widmanns statt, denn am 12. Juli 1477 war im Öffnungsbuch des Rates der Stadt Basel von 24 Gulden die Rede. Darüber hinaus durfte Widmann so viele Veranstaltungen an der Universität Basel durchführen, wie er mochte. Den einjährigen Urlaub von seinem Hofe verlängerte Christoph Johannes Widmann nicht, so dass dieser 1478 nach Baden-Baden zurückkehrte. Bald darauf heiratete er die „Jungfrau Ingelhan“, welche den Beruf einer Baderin ausübte. 1479 wurde der Sohn der Widmanns geboren. Von Baden-Baden aus fuhr Widmann sehr oft nach Straßburg, um u. a. die Familie des Domherren Peter Schott medizinisch zu beraten und zu behandeln. Aus Dankbarkeit

dafür veranlasste Schott, dass Dr. Johannes Widmann die Bürgerrechte verliehen wurden. Damit verbunden war die Aufnahme in die Zunft „zur Lutzerne“. Dies war die Zunft, welcher sowohl die Fruchthändler und Barbierere als auch die Bader und Ärzte angehörten.

In Straßburg wollte Widmann erreichen, dass im Bereich des Gesundheitswesens Reformen durchgeführt würden. So empfahl er dem Rat der Stadt in einer Denkschrift die „Heranbildung der Hebammen“ und entwickelte eine diesbezügliche Ordnung. Doch der Rat der Stadt hatte kein Interesse an den Vorschlägen Widmanns.

Im Frühsommer des Jahres 1484 verließ Widmann den badischen Hof und zog ins schwäbische Tübingen, wo die 1477 gegründete Universität ihm Gelegenheit gab, seiner Leidenschaft des wissenschaftlichen Arbeitens nachzukommen. Dort arbeitete er als Leibarzt des Fürstenpaares. Widmann musste dabei keine Sorge um sein materielles Auskommen haben, denn er erhielt neben „100, später 150 Gulden Jahressold (auch noch) Hofkleidung, Pferde und Naturalleistungen.“<sup>33</sup> Auch in Schwaben erlahmte der Eifer von Johannes Widmann nicht, was die aus seiner Sicht notwendigen Reformen anbelangte. So schlug er die Einrichtung einer Art Landesbehörde vor, die darauf zu achten hatte, dass die Apotheken das Schwergewicht ihrer Arbeit auf die medizinische Versorgung der Menschen richteten.<sup>34</sup> Widmanns Vorschlag entsprechend wurde in Tübingen eine alljährliche Visitation eingeführt. Damit sollte überprüft werden, ob die Apotheken sich an die diversen Bestimmungen hielten.

Widmann war als Leibarzt und Dozent an der Universität Tübingen sehr beliebt. Die letztgenannte Tatsache wurde daran offensichtlich, dass der junge Philip Melanchthon zu seinen Hörern zählte. Der Fürst honorierte die medizinische Kompetenz Widmanns dadurch, dass er ihm am 27. September des Jahres 1493 das ganze „Examen der Sondersiechen zu Württemberg“ übertrug. Widmann bekam damit eine wichtige Aufgabe im Kampf der weltlichen Behörden gegen den Aussatz, der zur damaligen Zeit eine Volkskrankheit war, zugeteilt. Er glaubte sie durch „Kasernierung“ der davon betroffenen Menschen in den Siechenhäusern und den damit verbundenen Ausschluss aus dem Gemeinschaftsleben lösen zu müssen.<sup>35</sup> Die Vermutung liegt nahe, dass Widmann schon während seiner Baden-Badener Zeit mit der Einrichtung des dortigen Siechen- bzw. Gutleuthauses befasst war, denn dieses enthielt seinen Vorstellungen gemäß ein Thermalbad. Die medizinische Kompetenz Widmanns kam auch dadurch zum Ausdruck, dass er vom Grafen Eberhard im Barte als Berater in medizinischen Fragen zum Reichstag nach Worms mitgenommen wurde. Diese Stadt schien ihm aufgrund der dort grassierenden Syphilis wichtige medizinische Anregungen geliefert zu haben, wie sein im Jahre 1497 veröffentlichtes Büchlein mit dem Titel „tractatus de pustilis et morbo qui vulgato de franzos apelui“ zeigt.<sup>36</sup>

Während Widmann an diesem Büchlein schrieb, erkrankte Eberhard im Barte. Widmann behandelte ihn. Er konnte ihn aber nicht retten, denn Eberhard im Barte starb 1496. Daraufhin gab es am herzoglichen Hofe Stimmen, Widmann trage am Tode des Herzogs eine Mitschuld.

Diese blieben nicht ohne Wirkung, denn der Nachfolger von Eberhard legte keinen Wert auf Widmanns Dienste als Leibarzt. Als Markgraf Christoph davon Kenntnis erlangte, versuchte er ihn nach Baden zurückzuholen. Deshalb sicherte er Widmann mit einem Angebot von 100 Gulden jährlich, inklusive 30 Malter Korn, 2 Fuder Wein und dem Versprechen, Hofkleidung gestellt zu bekommen, ein materielles Auskommen zu. Dass Widmann nicht nach Baden zurückkehrte, lag am Sturz von Eberhard II., dem Nachfolger des Grafen Eberhard im Barte.

Der Nachfolger Eberhards II., Herzog Ulrich, sicherte Widmann ein Jahresalar von 174 Gulden zuzüglich Donationen für Reisen zu. Des weiteren hatte der Herzog für Widmann den folgenden Sonderauftrag. Er sollte dafür sorgen, dass Stuttgart über genügend geschickte Hebammen verfügte – acht für die Altstadt, drei für die Liebfrauenvorstadt und zwei für die Esslinger Vorstadt. Vor dem Hintergrund dieses im Vergleich zu Baden besseren Angebotes ist es nachvollziehbar, dass Widmann in Tübingen blieb.

Für die Zeit zwischen 1501 und 1511 ist in Bezug auf die Biographie Widmanns bekannt, dass er die Tätigkeit eines Stadtarztes in Ulm ausgeübt hat, ohne seine Tätigkeit bei Herzog Ulrich aufgegeben zu haben. 1512 kehrte Widmann ganz nach Württemberg zurück. Dieses geschah deshalb, weil er glaubte, dort seine Abhandlung über die eisenhaltigen Quellen in Wildbad beenden zu können. Das Buch erschien unter dem Titel „tractatus de balneis ferrinarum therarum vulgo Wildbad“. Über die Jahre zwischen 1513 und 1518 lagen dem Autor keine Quellen zum Leben Widmanns vor, denn er schrieb über dieses Zeit nichts.

1519 floh Widmann, als sein Freund und Gönner Herzog Ulrich aus Württemberg vertrieben wurde, an einen nicht bekannten Ort in Württemberg. Dort starb er 1522.<sup>37</sup>

### *Volksmedizin in Altenheim*

Wie am Anfang des Beitrags angedeutet, gehören zu einem Überblick über die tätigen Mediziner auch die Bader, Chirurgen und Wundarzneidiener.

#### Die Bader

Sie waren u. a. mit der Versorgung von Verletzungen, dem Schneiden von Abszessen, dem Schröpfen und dem Zähneziehen befasst. Die Namen der in Altenheim tätigen Bader lauteten u. a. Hanß Georg Klein, Andreas Meltenberger, Heinrich Bart usw. Das Kirchenbuch von Altenheim berichtet

sehr anschaulich über die dort tätigen Bader, wie folgender Eintrag beweist:

*„1657, 1659 und 1661 ließ Andreas Mellenberger Bader hier Kinder taufen. Er war gebürtig von Niedlingen, zwei Stund von Bern. Donnerstags, den 23. Januar 1662 starb Andreas Mellenberger der Bader allhie, ein Schweitzer, Zwinglianer und Weinbruder Sine Ceremonis“.*<sup>39</sup>

### Die Chirurgen

Die erste Nachricht über einen in Altenheim tätigen Chirurgen datiert aus dem Jahr 1660.

Es war Johann Michael Zimmermann, welcher mit der Tochter des evangelischen Pfarrers Johanna Juliane Fischer verheiratet war. Die Tätigkeiten des Chirurgen bestanden u. a. im Zähneziehen, im Impfen und in der Behandlung von Knochenbrüchen. Die Chirurgen gaben ihren Patienten Tee, Pulver und Mixturen aus Kräutern. Die Chirurgen erlernten ihre Fähigkeiten bei einem Meister und nicht an der Universität, da das Fach Chirurgie im 18. und 19. Jahrhundert nicht an Universitäten gelehrt wurde.<sup>40</sup>

### Die Wundarzneidiener

In Altenheim übte Christian Schaffhauser bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts diesen Beruf aus.

Von 1851 taten dies für vier Generationen Angehörige der Familie Leibiger. Dazu gehörte auch, Leichenschauen vorzunehmen. Alle vier Generationen der Familie Leibiger betrieben nebenher eine kleine Landwirtschaft.<sup>41</sup>

### Die „Brüchner“ und „Brüchnerinnen“

Sie waren in der Zeit, als es die uns bekannte medizinische Betreuung auf dem Lande nicht gab, mit der Heilung von Krankheiten befasst. Die „Brüchner“ und „Brüchnerinnen“ können zu einem Teil mit den uns bekannten Naturheilpraktikern verglichen werden, denn sie verwendeten zum Beispiel „Auszüge aus Maiglöckchen“ als Herzstärkungsmittel. Ferner nahmen sie die Aufgabe der seelischen Betreuung kranker Menschen wahr, indem sie ihnen die Schmerzen linderten, Hoffnung gaben oder Trost spendeten. Der wohl bekannteste Brüchner war Johann Georg Nerlin. Er lebte zwischen 1839 und 1927. Er lernte einen Teil seines Handwerks, so die mündliche Überlieferung, beim Henker Großholz in Memprechtshofen.

Nerlin lebte sehr zurückgezogen, was ihm den Ruf des Unnahbaren und Geheimnisvollen einbrachte.

Den größten Teil von Nerlins Behandlungsmethoden umfassten Formeln und Gebete. Sie waren von großem Umfang und hatten zum einen christliche Züge, wie folgendes Zitat zum Ausdruck bringt: „Du Jesu wolltest mit der himmlischen Gewalt mit Deinem Geist mich erfüllen, dass ich die Menschen mit ihren Geistern aus der Untern Welt, die stehlen und gestohlen haben ... zwingen und keine Ruhe lassen Tag und Nacht, dass sie müssen laufen oder einander verathen, so wie Dich Judas verathen hat, oder dass die Diebe das Gestohlene wieder zurückbringen ... und sich zeigen müssen ... an dem Orte, wo sie gestohlen haben und nicht von dem Ort und nicht von der Stelle gehen, bis sie sind gesehen...“. Zum anderen beinhalteten die Formeln Nerlins auch heidnische Gedanken, wenn es um die Erwähnung „der Luft-, Erd- (oder) Hahnengeister“ geht.

### *Bad Peterstal und Bad Griesbach – die wichtigsten Kurorte der Ortenau*

Zum Abschluss des Themas „Gesundheit und Krankheit im mittelbadi-schen Raum“ ist es wichtig, auf Peterstal und Griesbach einzugehen. Beide können als Kurorte mit langer Tradition bezeichnet werden, denn sie sind über 400 Jahre alt. Die Entstehung beider Kurorte kann auf das genaue Jahr hin nicht datiert werden. Es ist aber davon auszugehen, dass beide Kurorte als ein Resultat der Bemühungen von Herzog Friedrich I. zu bezeichnen waren.<sup>43</sup>

Die Badeordnungen der Jahre 1605, 1617 und 1639 zeigten, dass schon zu früher Zeit ein reger Betrieb in beiden Kurorten geherrscht haben musste, da sie das dortige Leben bis in das kleinste Detail regelten. So enthielten die Badeordnungen Verhaltensrichtlinien für das Badepersonal und die Badegäste. Die Anordnung, „2 klare und reine Tischweine“ bereit zu halten, sprach dafür, dass auch der Einkauf der Lebensmittel klar geregelt war. Auch das Thema der Gesundheit der Angestellten spielte schon zur damaligen Zeit eine wichtige Rolle, denn die Badeordnung von 1618 wies eindringlich darauf hin, dass allein „fürnemlich gesunde Brunnenknecht oder Wasserschöpfer“ vom Badewirt eingestellt werden sollten.

Am Beginn einer jeden Badesaison wurde dem Badepersonal, den Badewirten und den Kurgästen, die Badeordnung im Wortlaut verlesen. Der Badewirt musste zweimal wöchentlich die Namen dem Amtmann von Oberkirch melden.

Der Fürst garantierte den Badeanstalten einen besonderen Frieden und Schutz: Von der Quelle zu Griesbach bis zur Kirche St. Peterstal sollte ferner ein Burgfriede herrschen. Ein Verstoß gegen den Burgfrieden wurde unter Strafe gestellt: „Wer diesen beständigen Burgfrieden, welchen Standes er auch sei, (bricht) soll einer gerechten Strafe zugeführt werden“.<sup>44</sup>

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahmen sowohl in Griesbach als auch in Peterstal die Bade- und Trinkkuren zu. Den Beginn eines Kurtages bildete ein Bad um circa 5 Uhr morgens. Je nach Gesundheitszustand der Patienten stand am Nachmittag um circa 15 Uhr ein weiteres Bad an. Es war untersagt, zwischen den Bädern etwas zu sich zu nehmen. Zwischen den Bädern unterzogen sich die Kurgäste in regelmäßigen Abständen Trinkkuren. Dabei war die Konstitution der Gäste entscheidend. Nach den Trinkkuren war eine Liegezeit im Bett einzuhalten.

Aus heutiger Sicht war auch die Therapie bei Gliederschmerzen interessant. Das erkrankte Glied war in diesem Falle mit erwärmtem Sauerwasser einzureiben und danach mit Schlamm zu bestreichen. In der Frühe und am Abend eines Tages wurde diese Prozedur durchgeführt. Man beließ den Schlamm so lange, bis er abfiel. Dass es zur Durchführung dieser aus medizinischer Sicht höchst ungewöhnlichen Maßnahme gab, lag auch am Fehlen eines Arztes, der dies hätte abstellen können. Ein solcher war ab dem Beginn des 18. Jahrhunderts in Griesbach und Peterstal wohnhaft und zugange.<sup>45</sup> Im 18. Jahrhundert verschuldeten sich die Bäder in Griesbach und Peterstal in einem nicht unbeträchtlichen Umfange. Aus diesem Grunde gehörte das Bad in Peterstal zwischen 1696-1750 dem Kloster Allerheiligen. Das Bad in Griesbach fiel zwischen 1712 und 1763 in den Besitz des Klosters Schuttern. Um das Jahr 1765 kam es zu einem erneuten Aufschwung der genannten Bäder, wie eine von Johann Böcklin aus Straßburg an der dortigen Universität eingereichte Dissertation zeigte. Sie wurde von der medizinischen Fakultät angenommen, und verschaffte Peterstal und Griesbach ein positives Renommee, das über die badischen Landesgrenzen hinausging.

Die französische Revolution und die folgenden Koalitionskriege bedeuteten das Ende der vorläufigen Erholung von Griesbach und Peterstal.

Die Entdeckung des Moores als Heilmittel und die Einführung der Moorbadekur durch den Direktor der medizinischen Poliklinik in Freiburg Professor A. Werber waren ein neuerlicher Grund für den Aufschwung der Bäder in Peterstal und Griesbach.<sup>46</sup>

1817 erfolgte der Verkauf der Quellen und eines Teils des Badegeländes von Anton Mönch an Friedrich Domätsch in Karlsruhe. Er war nunmehr Eigentümer der Quellen und eines Teils des Badegeländes. Auch Domätsch beherbergte Badegäste, die ungehindert an die im Besitz von Domätsch befindlichen Quellen gelangen konnten. Er selbst „erbaute“ in einem seiner Badegebäude einen Speisesaal, der mit großen Säulen geziert war. Das Haus von Domätsch umfasste etwas über 100 Zimmer, was für die Zeit zwischen 1850–1870 als eine staatliche Anzahl zu bezeichnen war.

Albert Haller, der um das Jahr 1860 als Badearzt in Peterstal tätig war, kann als Förderer dieses Bades bezeichnet werden.<sup>47</sup>

Die landschaftliche Schönheit von Griesbach und von Peterstal waren auch für prominente Besucher Anreiz, dorthin zur Kur zu kommen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang der russische Zar Alexander und die Familie des badischen Großherzogs, welche alle 1871 zur Kur in Peterstal weilten.<sup>48</sup>

Peterstal wurde zwei Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges für seine lange Tradition der Titel „Bad“ verliehen. Am 1. Januar 1932 erhielt auch Griesbach dieses Prädikat zugesprochen.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges erweiterte man 1949 in beiden Kurorten das Spektrum der Therapiemaßnahmen. Es stand nunmehr das gesamte physikalische Therapiespektrum zur Verfügung. Auch erfuhr zu diesem Zeitpunkt das Angebot der therapeutischen Bewegungsbäder eine Erweiterung. Ferner richtete sich der gastronomische Service in beiden Kurorten auf die jeweiligen persönlichen Bedürfnisse der Patienten ein. So gab es z. B. eine auf die Bedürfnisse der Patienten abgestimmte Diät, so es denn diese notwendig hatten.

1973 wurden die beiden Kurorte Bad Peterstal und Bad Griesbach zu dem einen Ort Bad-Peterstal zusammengefasst.<sup>49</sup>

### *Zusammenfassung*

Für die Versorgung der Kranken und Schwachen in der Ortenau waren die Hospitäler von Belang, die sich entweder in geistlicher oder in weltlicher Trägerschaft befanden. Dr. Otto Walther und Johannes Widmann, die in verschiedenen Zeiten ihre Tätigkeit ausübten, können dafür als entsprechende Beispiele bezeichnet werden. Sie gaben durch die Gründung des Nordrach Sanatoriums bzw. durch das Wirken am Hofe des badischen Markgrafen Christophs wichtige Impulse für die medizinische Versorgung der Menschen. Dafür waren auch die Kurorte Bad Peterstal und Bad Griesbach von Bedeutung.

### *Anmerkungen*

1 Ich beziehe mich auf die Beiträge von Wolfgang Müller: *Beginen und Inklusien*; in: Wolfgang Müller: *Klöster der Ortenau*, Offenburg 1978, 417–430; Augustin Kast: *Der Urgroßvater von Victor von Scheffel wird Stadtarzt in Gengenbach*; in: *Die Ortenau*, Jahrgang 1936, 9–16.

Es sei angefügt, dass die Darstellung aus Gründen des vorgegebenen Umfangs nicht auf alle Beiträge zum Thema eingehen kann.

2 Otto Kähni lebte zwischen 1900 und 1975. Er leitete zwischen 1960 und 1971 den badischen Geschichtsverein, um danach von 1971 bis 1975 als Zweiter Vorsitzender für diesen Verein tätig zu sein. Siehe auch: Günther Haselier: *Die Ortenau*. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 55. Jahresband. Offenburg 1975, 1 und 5–10.

- 3 siehe Kähni, Otto: Das Offenburger St. Andreas Hospital; in: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 29. Jahresband, Offenburg 1949, 150.
- 4 so auch Kähni, Otto: Kirchliches und religiöses Leben im mittelalterlichen Offenburg; in: Die Ortenau, 29. Jahresband 1949, 150; und Otto Kähni: Das Offenburger St. Andreas Hospital; in: Die Ortenau 53, 1973, 78f.
- 5 vgl. Kähni, Otto: Leben im mittelalterlichen Offenburg, 150–153.
- 6 Ders.: Das Offenburger St. Andreas Hospital, 91.
- 7 A. a. O., 92ff.
- 8 A. a. O., 94.
- 9 Dieser Abschnitt bezieht sich auf: Hanna Barner: Die Schwesternschaft der Korker Anstalten; in: Die Klöster der Ortenau. Hrsg. von Wolfgang Müller, Offenburg 1978, 623–633.
- 10 so auch Müller, Wolfgang: Schwestern vom Allerheiligsten Heiland Provinz Mutterhaus „Maria Hilf in Bühl“; in: Die Klöster der Ortenau, Offenburg 1978, 603ff.
- 11 ebenda Müller, Wolfgang: Das Augustinerkloster der Steigherren in Lahr, in: Wolfgang Müller: Die Klöster der Ortenau, Offenburg 1978, 419.
- 12 A. a. O., 419ff.
- 13 siehe Schneider, Hugo: Die Kongregation der Franziskanerinnen in Gengenbach, in: Wolfgang Müller: Die Klöster der Ortenau. Offenburg, 1978, 594.
- 14 A. a. O., 599.
- 15 A. a. O., 600.
- 16 A. a. O., 596.
- 17 A. a. O., 596f.
- 18 ebenda Schüßler, Martin: Das Triberger Bezirksspital; in: Die Ortenau, 15 Jahrgang, Offenburg 1928, 86.
- 19 A. a. O., 91. Das Herrschaftsgebiet von Triberg umfasste außer der Stadt Triberg den Sitz der Herrschaft die Gemeinden Schonach, Schönwald, Rohrhardsberg, Niederwasser, Gremmelsbach, Nußbach, Furtwangen, Gütenbach, Neukirch und Rohrbach.
- 20 ebenda: Schüßler, Martin: Das Triberger Bezirksspital, 91.
- 21 so auch Müller, Wolfgang: Das Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach; in: Die Ortenau, Offenburg 1974, 190–197.
- 22 ebenso Schneider, Hugo: Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau; in: Die Ortenau, 61. Jahrgang, Offenburg 1980, 201.
- 23 A. a. O., 202–211.
- 24 Über Ashley liegen mir keine Informationen vor.
- 25 siehe Schneider, Hugo: Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau, 214f.
- 26 A. a. O., 218ff.
- 27 A. a. O., 226.
- 28 Hans Römer wurde am 2. August 1878 in Pfrondorf bei Tübingen geboren. 1906 wurde er Hilfsarzt in der Illenau. 1918 wechselte er als Oberarzt an die Anstalt in Renchen. Zwischen 1922 und 1929 war er Obermedizinalrat am badischen Ministerium des Innern. Hier war er für das badische Gesundheitswesen zuständig. 1929 wurde er Direktor der Illenau. Hans Römer starb am 30. November 1947.
- 29 Über Spranner sind mir keine biographischen Fakten bekannt.
- 30 Gleiches gilt für den Pfarrer Wettman.
- 31 so auch Schneider, Hugo: Die Heil und Pflegeanstalt Illenau, 226f.
- 32 siehe Schülj, Sepp: Dr. Otto Walther. Gründer des Sanatoriums Nordrach; in: Die Ortenau, 49. Jahrgang, 1969, 191–194.

- 33 ebenda; Haebeler, Rolf Georg: Dr. Johannes Widmann; in: Die Ortenau, 43. Jahrgang, Offenburg 1963, 204–210.
- 34 Zur Erläuterung sei gesagt, dass die Apotheken in der damaligen Zeit mehr Gewürze, Wein und Konfekt als Heilkräuter anboten.
- 35 ebenso Haebeler, Rolf Georg: Dr. Johannes Widmann, 43. Jahrgang 1963, 221f.
- 36 Der deutsche Titel lautete: „Eine Abhandlung über Pusteln und die Krankheit, welche vom Volk das französische Übel genannt wird.“
- 38 Haebeler, Rolf Georg: Dr. Johannes Widmann; in: Die Ortenau, 44. Jahrgang, Offenburg 1964, 213–226.
- 39 so auch Marx, Wilhelm: Die Volksmedizin in Altenheim; in: Die Ortenau, 66. Jahrgang, Offenburg 1986, 484.
- 40 A. a. O., 485.
- 41 A. a. O., 487.
- 42 A. a. O., 489–492.
- 43 ebenda: Huber, Bernhard: 400 Jahre Kur in Bad Peterstal-Griesbach; in: Die Ortenau. 66. Jahrgang, Offenburg 1986, 467.
- 44 A. a. O., 468.
- 45 A. a. O., 469f.
- 46 Werber wies auch auf die zahlreichen Moorkommen im Kniebisgebiet hin. Biographische Daten über ihn liegen mir nicht vor.
- 47 Huber weist auf seine Verdienste nicht hin.
- 48 ebenda Huber, Bernhard: 400 Jahre Kur in Bad Peterstal-Griesbach, 475f.
- 49 A. a. O., 479f.